



Bromberg, Sonntag, den 6. Oktober.

—❖ Liebe. ❖—

Wie müßte ohne die Eine  
Mein Herz so leer doch sein!  
Mein Denken und fühlen und Hoffen  
Gehört ja nur ihr allein.

Mein Denken und fühlen und Hoffen  
Gehört ihr an jedem Ort,  
Es klingen die Saiten des Herzens  
In dem einen großen Akkord,

Dem süßen Akkord der Liebe,  
Bis sie mein Sehnen gestillt  
Und aus überströmendem Herzen  
Ein Lied nach dem andern quillt.

Martin Kowal.

—❖ Notwehr. ❖—

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

**M**itten in der Dorfstraße von Rudow war die große Ehrenpforte ausgerichtet, ein Meisterwerk des Zimmermanns Christian Huhndorf, und in allen Stadien ihres Entstehens ein Gegenstand unerschöpflicher Bewunderung für die gesamte männliche und weibliche Jugend des Ortes. Guirlanden von grünem Tannenreisig wanden sich um ihre Pfosten, mächtige Eichenkränze hingen von dem schön geschwungenen Triumphbogen herab, und zwischen allerlei Fahnen und Wimpeln prangte auf blutrotem Grunde in riesenhaften weißen Buchstaben die ermutigende Inschrift: „Herzlich willkommen.“

Der junge Gemeindelehrer Hans Brackebusch hatte unter Preisgabe seines nächtlichen Schlummers das Transparent gemalt, dessen Farben noch naß waren, als man es an seinem erhabenen Platze anbrachte, und die prächtige Leistung war gewiß um so höher zu schätzen, als der Künstler daneben auch noch als Dichter, Musikdirigent und Regisseur hatte thätig sein müssen.

Am Mittwoch erst hatte sich im Dorfe die Kunde verbreitet, daß am Sonnabend Eberhard von Hochitz mit seiner jungen Gemahlin auf Rudow eintreffen werde, und in weniger als drei Tagen hatte Herr Hans Brackebusch die Riesenaufgabe bewältigt, alle Vorbereitungen für eine würdige Empfangsfeierlichkeit zu treffen. Er hatte ein schwungvolles Begrüßungspoem verfaßt, hatte eine begeisterte Hymne nach der Melodie von „Deutschland Deutschland über Alles“ gedichtet,

und war im Schweiß seines Angesichts bemüht gewesen, die talentvollsten Zöglinge der Dorfschule für den deklamatorischen und gesanglichen Teil des Festalles heranzubilden. Nun aber, da der bedeutungsvolle Morgen gekommen war, glaubte er sich auch des Erfolges seiner ausopfernden Thätigkeit gewiß, und wie eine Vorahnung herrlicher Triumphe leuchtete es auf seinem mageren Gesicht, während er die sonntäglich gepuzte Schar seiner Schüler unter milden aber nachdrücklichen Ermahnungen zu beiden Seiten der Ehrenpforte aufstellte. Gern hätte er der größeren Sicherheit halber an Ort und Stelle eine allerletzte Generalprobe veranstaltet, die Ordnung des ungeberdigen Häufleins aber war mit so großen Schwierigkeiten verbunden, daß er noch kaum damit fertig war, als der am Eingang des Dorfes postierte Rundschaffter bereits das verabredete Signal, ein langgezogenes „Kikeriki“, ertönen ließ.



Die Frau Bafe. Von C. Kronberger.

Hans Brackebusch zupfte schnell noch einmal an seiner weißen Kravatte, musterte mit einem letzten Feldherrnblick seine nach Alter und Geschlecht geordneten Truppen und kommandierte: „Achtung, Kinder! — Sie kommen! — Wenn ich also die linke Hand erhebe —“ es mußte wohl die linke sein, denn von dem rechten Handschuh war ihm soeben das Knöpfchen abgesprungen — „so beginnt ihr mit dem Gesange! Und ich bitte mir aus, daß Alle gleichzeitig einsetzen. Wer mir nachhinkt oder sonst ein Unheil anrichtet, wird mich morgen von einer sehr unangenehmen Seite kennen lernen.“

Nun mochten zwar die flachköpfigen Ruben und Mägdelein in ihres Herzens Stille der Meinung sein, daß es in Bezug auf unangenehme Seiten an dem Herrn Lehrer für sie kaum noch eine Ueberraschung geben könne, dies aber war nicht der geeignete Augenblick, sich mit Sorgen und Kopfzerbrechen um den kommenden Tag zu plagen; denn schon wurde in der Ferne der gleichmäßige Hufschlag der Pferde vernehmlich, und nun, kaum eine Minute später, bogen die beiden reich geschirrten Braunen bereits um die scharfe Ecke bei Jungklausens Krug. Herr Hans Brackebusch warf sich in die Brust, soweit davon bei seiner schwächtigen Gestalt eben die Rede sein konnte, und wie der Hebel einer Bahnhofs-Signallampe, schnellte sein linker Arm in die Höhe. Die dünnen Stimmgabeln einiger besonders aufmerksamer Muster Schüler begannen:

Herzlich, herzlich seid willkommen,  
Seid gegrüßt in Rudow heut —“

Allmählich fanden sich noch einige andere hinzu, und wenn auch der neue Hymnus nicht gerade mächtig brausend zum Himmel emporstieg, wie es der Dichter extrahirt haben möchte, so befanden sich alle Sänger doch wenigstens bei dem nämlichen Verie, als der Wagen auf eine bittende Gebärde des Lehrers mitten unter der Ehrenpforte hielt.

Es war die wohlbekannte Staatskarosse von Rudow, ein eleganter Landauer, den Joachim Heinrich von Nothly erst zwei Jahre vor seinem Tode angeschafft und sicherlich keine jeztmal in Gebrauch genommen hatte. Die hohen Räder mit den Gummireifen, die schön gemalten Wappen an den Thüren und vor allem die großen, silberglänzenden Laternen hatten die Dorfjugend bei jeder dieser seltenen Ausfahrten in immer neuem, staunendes Entzücken verriet; heute aber wurden sie kaum beachtet, denn alle die runden, weit aufgerissenen Kinderaugen hingen wie an einer wunderbaren Erscheinung aus anderen Welten an der neuen Gutsderrin von Rudow.

Welche von den beiden Damen auf dem Rücksitz der Equipage die „richtige“ war, darüber bestand in keinem dieser jugendlichen Gemüther auch nur der mindeste Zweifel, obwohl sie beide in völlig gleichartige, grau seidene Reifemäntel gehüllt waren und völlig gleichartige, prächtige Nummernröcke auf dem Schoße hielten. Die Jüngere und Edlere mußte es natürlich sein, die mit ihrem marmorweißen Gesicht, ihren brennend roten Lippen und ihren fast unnatürlich großen, dunklen, verträumten Augen ganz so ausah wie die Feen und Königinen auf den Illusionen der Märchenbücher. Sie saß lässig zurückgelehnt in den Polstern, und sie veränderte ihre Haltung auch nicht, als nach beendigtem Geränge die kleine Johanna Kuhfahl vortrat, um mit plärrender Stimme und vielmal stockend das schwungvolle Begrüßungsgedicht zu sprechen. Aber es war etwas Königliches auch in dieser Pässigkeit, etwas zugleich Anmutiges und Hoheitsvolles, das des armen Hans Brackebusch Herz wie einen Hammer klopfen machte und ihn während dieser unvergeßlichen Minuten eine Fülle wehmüthiger Stillsitzen kosten ließ.

Die Dame an ihrer Seite dagegen hielt den Oberkörper steif und ferzengerade aufgerichtet. Auch sie war noch nicht alt, und ihr Gesicht zeigte eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem der jungen Frau. Aber alles was dort weich und lieblich war, schien hier hart und scharf, und statt aus großen, dunklen Nixen augen blickte sie aus unscheinbaren, kalten, grauen Neuglein, die etwas Stehendes annahmen, sobald sie fest und lange auf denselben Gegenstand gerichtet waren.

Diese fatalen, stehenden Augen waren es auch ohne Zweifel ganz allein, die die unglückliche Johanna Kuhfahl bei der dritten Strophe in eine so hilflose Verlegenheit brachten, daß es nach einigen neuen Ansätzen und verzweifelten Wiederholungen keinen rettenden Ausweg mehr aus dem Wirrwarr durcheinander geworfener Reime gab. Es war umsonst, daß der beklagenswerte Dichter mit mehr als halblauter Stimme soufflirte; sein Eingreifen stieß vielmehr dem Fasse vollends den Boden aus, und eine Flut von Thränen schwemmte unaufhaltsam auch den letzten schwachen Rest von Johanna Kuhfahls Erinnerungsvermögen hinweg.

Die schöne, blasse Frau auf dem Ehrenplatze der Equipage rührte sich nicht. Der blondbärtige Mann ihr gegenüber aber neigte sich mit einem gütigen Lächeln, das sein hübsches Gesicht noch sympathischer und gewinnender machte, über den Wagenschlag und hob das fassungslose Kind auf das Trittbrett empor. Väterlich küßte er es auf die Stirn und sagte tröstend: „Weine nicht, meine liebe Kleine! Wir wissen trotzdem, was Du uns sagen wolltest, und Du brauchst Dich Deines Mißgeschicks nicht zu schämen. Gib der Dame hier die schönen Blumen, die doch wohl für sie bestimmt waren, und sei herzlich bedankt für Deinen guten Willen.“

Die milde, tiefe, volltönende Männerstimme klang der armen Johanna wie himmlische Musik in das Ohr. Sie weinte zwar darum nicht minder heftig, aber sie wagte es doch wenigstens,

die überströmenden Augen zu dem freundlichen Herrn zu erheben und dann auf seinen nochmaligen, ermutigenden Wink der schönen Dame ihr Sträußchen zu überreichen, das so klein und armselig war neben dem prachtvollen Bouquet auf ihrem Schoße.

Die junge Frau von Nothly neigte herablassend das Haupt und legte die Blumen neben sich auf das Kissen. Ihr Gatte aber streckte dem erröthenden Hans Brackebusch, der sich noch soeben zehn Klafter tief in den Erdboden gewünscht hatte, wie einem guten Bekannten seine weiße, aristokratische Hand entgegen.

„Ich irre wohl nicht, mein Herr, wenn ich in Ihnen den Veranlasser dieses freundlichen Empfanges und den Verfasser der lebenswürdigen Verse vermute. Sie haben meiner Frau und mir damit eine aufrichtige Freude bereitet, denn es war ja der erste Willkommen auf heimlicher Scholle. Ich danke Ihnen und bitte Sie, heute abend auf dem Schlosse unter Gan zu sein. Vielleicht bringen Sie dann auch eine Abschrift Ihres hübschen Gedichtes mit, damit wir es als eine Erinnerung an den heutigen Tag bewahren.“

Hans Brackebusch machte eine Verbeugung über die andere; sein Gesicht war wie mit Blut übergossen, und da ihm keine passende Erwiderung einfiel, drückte er immer von neuem die Hand des Freiherrn, so stark er nur konnte. Nur unter Anwendung sanfter Gewalt konnte Eberhard von Nothly endlich seine Finger befreien; grüßend lächelte er noch einmal seinen Gut und dann rollte der Wagen weiter, dem ein wenig abseits vom Dorfe gelegenen Schlosse zu. Das stattliche Bauwerk, darinnen die von Nothly nun schon seit zwei Jahrhunderten hausten, führte diese hochklingende Bezeichnung mit vollem Recht. Es war vielleicht nicht von hervorragender, architektonischer Schönheit, aber mit seiner breiten Auffahrt, seinem mächtigen, wappengeschmückten Portal, davor zwei riesenhafte, verwitterte Sandsteinlöwen lagen, und mit dem ehrwürdigen alten Turme auf dem rechten Flügel sah es ganz so vornehm und Ahtung gebietend aus, wie sich für den Stammsitz eines angesehenen, in Krieg und Frieden wohl bewährten Geschlechtes ziemt.

„Das ist unser Heim, Gabriele!“ sagte der junge Chemann, als sie durch das weit geöffnete Thor in den Hof einfuhren, und ein eigenlich weicher Klang wie von verhaltener Bewegung zitterte in seiner Stimme, „alle schönen und trauten Erinnerungen meiner Jugend sind mit diesem alten Gaudium verwachsen. Möge es dereinst auch für Dich nur eine Stätte freudiger Erinnerungen sein.“

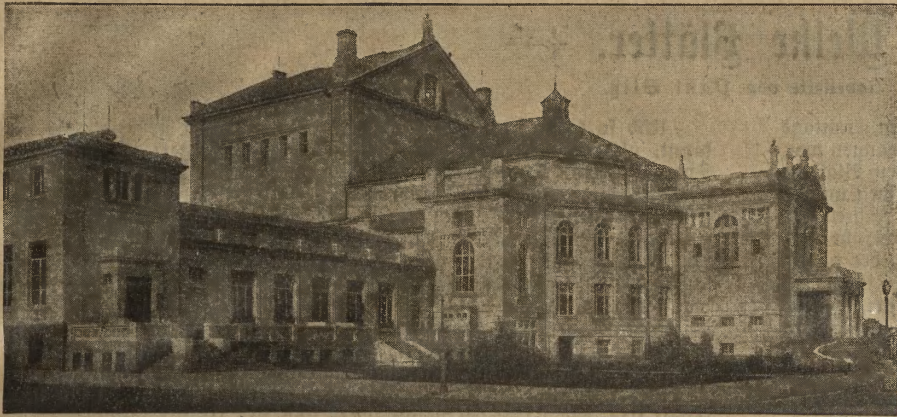
Er hatte sich zu dem schönen Weibe hinüber gebeugt und ihre kleine, fast kinderhaft zarte Hand ergriffen. Sie antwortete nichts und auch auf ihrem Gesicht war nicht zu lesen, was in ihrem Innern vorgehen mochte während die dunklen Nixen augen über das Schloß hinglitten. In den scharfen Zügen der anderen malte sich ganz deutlich etwas wie Unbehagen und Enttäuschung, und ihre schmalen Lippen verzogen sich ein wenig, als unterdrückte sie nur mit Mühe ein spöttisches Lächeln über die sentimentale Neigung des jungen Gatten.

Zum Austausch von weiteren Worten war vorläufig keine Zeit; denn an beiden Seiten der Auffahrt stand in langen Reihen alles, was zum Beamtenpersonal des Gutes und zur Dienerschaft des Schlosses gehörte. Und es waren liebe, alte Gesichter darunter, denen Eberhard von Nothly schon freundlich zunickte, noch ehe er dazu kam, der Freude über das Wiedersehen durch kräftigen Handschlag Ausdruck zu geben. Unter das hohe Sandsteinputral aber trat in demselben Augenblick, wo der Wagen hielt, ein mit vornehmer Einfachheit in dunkle Farben gekleidetes junges Mädchen von vielleicht zwanzig oder einundzwanzig Jahren. Ein breiter Streifen hellen Morgensonnenscheins fiel gerade auf ihr zierliches Köpfchen und auf ihr reiches, schimmerndes Blondhaar, das zu einer einfachen Flechtfrone aufgesteckt war. Ihr Neuzeres war gewiß nicht so blendend, als das der jungen Herrin von Rudow, deren märchenhafte Schönheit selbst auf die armen, unwissenden Dorfkinder wie ein Zauber gewirkt hatte; aber ihre minder regelmäßigen Züge hatten vor jenem herrlichen Statuenantlitz den holden Reiz einer lebenswürdigen Beweglichkeit voraus, die sich in diesem Moment als ein gar anmutiger Kampf zwischen Freude und Befangenheit offenbarte.

Ihr zuerst eilte Eberhard von Nothly entgegen, leuchtenden Angesichts und mit einem fröhlichen, beinahe juvelnden Gruß auf den Lippen.

„Hilde — liebe Hilde! Wie freue ich mich Dich wiederzusehen! Wie gut ist es doch daheim zu sein und alles um sich zu haben, was man liebt!“

Es hatte den Anschein, daß er sie im nächsten Augenblick umarmen und küssen würde; aber sie wich erröthend ein wenig zurück, und so unauffällig die kleine Bewegung auch gewesen war, hatte sie doch hingereicht, seine Absicht zu ändern. Er nahm nur ihre Hand, die sie ihm willig überließ und führte sie zweimal an seine Lippen. Dann wandte er sich zu seiner Frau zurück: „Du hast Du sie nun, die Hilde von Nothly, mein Bäschen und meine



Das neue Prinzregenten-Theater in München.

Jugendgespielin, die Du schon in der Ferne lieb gewonnen haben mußt nach allem, was ich Dir von ihr erzählt habe. Mach' sie Dir zur Freundin, Gabriele! Sie war meines armen Vaters Sonnenschein und sein Trost in schweren Leidens-tagen. Glaube mir, so lange sie uns nicht verläßt, sind wir sicher, den Genius von Rudow bei uns zu haben."

Höher noch flammte die Blut in Hildes lieblichem Antlitz auf. Sie verbeugte sich vor der schönen Gemahlin ihres Vaters; Gabriele von Kochly aber umarmte sie und küßte sie leicht auf beide Wangen. In einem dunkel gefärbten, etwas schleppenden Ton und mit merklich fremd-artiger Betonung sagte sie: „Mein Gatte macht es mir schwer, noch herzlichere Worte zu finden. Er ist Ihnen so sehr zugethan — und ich würde mich freuen, wenn Sie einen kleinen Teil der Freundschaft, die Sie mit ihm verbindet, auch auf mich und meine Schwester übertragen.“

Das klang allerdings mehr artig als herzlich; aber von diesem schönen Marmorbilde hatte sicherlich auch niemand eine wärmere Gefühlsäußerung erwartet, zumal in Gegenwart so vieler fremder Personen, von denen die meisten ihre Untergebenen waren. Nur Eberhard von Kochly schien ein wenig enttäuscht und mit einer gewissen Hast fuhr er, an ihre letzten Worte anknüpfend, in der Vorstellung fort: „Fräulein Glona von Totfalusy, meine liebe Schwägerin, die sich um unjermwillen entschlossen hat, das herrliche, lustige Nizza mit der Stille von Rudow zu vertauschen.“

Diesmal gab es nur eine förmliche Verbeugung auf beiden Seiten. Fräulein Glona reichte Hilde nicht einmal die Hand, und ihre kalten, grauen Augen streiften mißtraulich, ja beinahe feindselig über das zierliche Köpfchen und die anmutige Gestalt hin.

„Alles andere verschieben wir wohl auf später, lieber Eberhard,“ sagte Gabriele als sie wahrnahm, daß ihr Mann Miene machte, auch mit der Vorstellung der Hausbeamten gleich hier im Vestibül zu beginnen. „Die nächtliche Eisenbahnfahrt hat mich doch ein wenig ermüdet, und wenn ich mich im Hause umgesehen habe, möchte ich vor allem etwas ruhen.“

Gehor am reichte Eberhard ihr den Arm und führte sie über die breite Treppe mit dem altertümlichen, kunstvoll geschnitzten Geländer von Eichenholz in das erste Stock-

werk hinauf, wo die eigentlichen Wohnräume und die für den ausschließlichen Gebrauch der Schloßherrin bestimmten Gemächer lagen. Eine mit Rührung gemischte Freude war auf seinem Gesicht, während er diese lange Flucht von Zimmern durchschritt, deren jedes eine Fülle sonniger Kindheits Erinnerungen in seinem Herzen wachrief. Wohl hatte er seither viel Glänzenderes und Prächtigeres gesehen; aber diese hohen, jaalartigen Räume mit ihrem dunklen Getäfel und ihrer schlichten, prunklosen Ausstattung, darin sich doch für ein kundiges Auge manches wertvolle, ja, fast unschätzbare Stück befand, dünkten ihn trotzdem vornehmer und anheimelnder als die mit modischen Luxus überladenen Salons großstädtischer Paläste. Und es schien ihm fast gewiß, daß sie so auch auf Gabriele wirken müßten.

„Nun, mein Liebling?“ fragte er, da sie beharrlich schwieg. „Habe ich Dir zu viel verheißen? Ist es nicht ein ganz trauliches und wohlliches Nest, mein altes Rudow?“

„Ja,“ erwiderte sie in ihrer gelassenen, schleppenden Ausdrucksweise. „Es ist sehr hübsch. Nur ein wenig zu ernst und düster für meinen Geschmack.“

Das Fräulein von Totfalusy

sagte nichts, aber als sie nun in ein Eckerzimmer traten, das durch seine vielen Fenster reicheres Licht empfing als die bisher besichtigten Gemächer, rief sie mit ihrer hellen, scharf klingenden Stimme in großer Lebhaftigkeit aus: „Dies muß Dein Boudoir werden, Gabriele! — Ich habe schon einen Plan, wie man es ganz reizend einrichten könnte. Von diesen schrecklichen Möbeln dürfte natürlich nicht ein einziges Stück darin bleiben. Sie werden Ihnen ja hoffentlich nicht zu sehr ans Herz gewachsen sein, Schwager.“

Ueber Eberhards Gesicht legte sich ein Schatten.

„Ja, liebe Glona, sie sind mir allerdings an's Herz gewachsen,“ sagte er mit freundlichem Ernst, „und wenn auch Gabriele mit dem ganzen übrigen Schlosse anfangen kann,

was ihr beliebt, an diesem Zimmer dar, so lange ich lebe, nicht das Geringste geändert werden. Es war der Lieblingsaufenthalt meiner Mutter. Hier habe ich als Knabe zu ihren Füßen geknielt, und in dem Sessel hier an diesem Fenster ist sie am Abend ihres 32. Geburtstages sanft hinübergeschlummert in die Ewigkeit. Für uns alle ist es seitdem ein Heiligtum geblieben, und wir werden es auch immerdar als ein Heiligtum erhalten.“ [Fortsetzung folgt.]



Die Medaille der China-Expedition.



Die weltberühmte, nahezu 2 Kilometer lange Hängebrücke zwischen New-York und Brooklyn.

## — ◆ — Welke Blätter. ◆ —

Novellette von Paul Blif.

[Nachdruck verboten.]

**A**nfang Oktober. Die Sonne schien noch warm, mittags brannte sie beinahe heiß, sowie sie aber untergegangen war, wehte ein kühliger Wind, der mit zahllosen welken Blättern sein tolles Spiel trieb und sie im bunten Reigen weit umherwirbelte. Frau Melanie, die Witwe des vor drei Jahren verstorbenen Kommerzienrat Wallbaum, saß in der Vorlaube ihres Sommerhäuschens und sah mit leiser Wehmut dem Tanz der gelben Blätter zu; die Stickerei, an der sie so lange gearbeitet hatte, war ihr in den Schoß gefallen und nun blickte Frau Melanie nachdenklich in die helle, durchsichtig blaue Herbstluft, dachte an die Zukunft und baute Luftschlösser.

„Tantchen! Tantchen!“ Klang es vom Park her.  
Frau Melanie fuhr aus ihren Träumen auf. „Na, was giebt es denn wieder?“ fragte sie mit leichtem Unwillen über die Störung.

Lächelnd und mit erhobenen Händen trat Lotte, die Nichte der Witwe näher. „Ja, weißt Du denn, was ich habe? Ein Telegramm habe ich!“

„Ach, gewiß von Karl!“ rief Frau Melanie und griff danach. Mit einem Mal war sie wie umgewandelt, erregt und voll herzlicher Freude, und zitternd riß sie das Papier auf und überflog die paar Zeilen. „Er kommt! In wenigen Stunden kommt er schon!“ jubelte sie und war ganz rot im Gesicht vor Aufregung, so daß Lotte erstaunt sie ansah.

Nun begann ein reges Leben in dem Sommerhäuschen. Die Gastzimmer wurden in Ordnung gebracht, in der Küche wurde gebacken und gebraten, aus dem Keller wurden die besten Weine heraufgeholt und was man an Blumen und Grün noch fand, wurde abgetrennt und zu Kränzen und Guirlanden gewunden.

Mit gespannter Aufmerksamkeit überfah Frau Melanie alles, bald war sie dort, ordnete sie an und verbesserte, und hatte für alles einen offenen Blick und konnte sich nicht genug thun, um den Empfang des Gastes so festlich wie möglich zu gestalten.

Lotte sah ihr schweigend zu. So hatte sie die Tante ja noch nie gesehen. Sie fand keine Erklärung dafür, mochte aber auch nicht danach fragen.

Endlich aber fing Minna, die alte Magd, an zu sprechen; auch sie hatte sich im stillen über die Erregtheit der gnädigen Frau gewundert nun ertrug sie es nicht länger, nun machte sich die Wißbegierde Luft.

„Fräulein Lotte,“ begann sie, „ich glaube, aber nein, fast möchte ich es garnicht sagen.“

„Na, was denn, Minna?“ fragte Lotte, indem sie emsig an dem grünen Kranz wickelte und wand.

„Ich glaube, Fräulein Lotte, unsere gnädige Frau wird noch mal heiraten.“

Lotte sah erstaunt auf.  
„Ja, ich glaube es, Fräulein,“ sagte die alte Dienerin, „und der alte Johann hat es auch gemeint.“

„Aber wie kommen Sie nur darauf, Minna?“  
„Du lieber Gott, ich bin nun schon zwölf Jahre hier im Hause, und da weiß man nachgerade — nämlich der Herr Karl Walter, der jetzt kommen soll“ — sie zögerte.

„Nun — was ist mit ihm?“ fragte Lotte begierig.  
„Der wird es wohl werden.“  
„Aber Minna!“

„Wenn ich Ihnen sage, Fräulein, der wird es, passen Sie auf, daß ich recht habe.“

Beide schwiegen, da die gnädige Frau kam und zur Eile antrieb. Dann nahm sie Lotte mit ins Wohnzimmer, wo gedeckt werden sollte.

Lotte dachte noch immer an die Worte der alten Minna, und so unglaublich ihr die Nachricht auch zuerst vorgekommen war, nach und nach war sie schon mehr geneigt, doch daran ernsthafter zu denken, und die Aufregung der Tante sprach auch nur noch mehr dafür, daß die alte Dienerin recht haben konnte.

Eine Stunde später kam Karl Walter an. Frau Melanie begrüßte ihn wie einen alten Freund und führte ihn stolz am Arm durch all die Blumen und Laubgewinde.

„Aber meine verehrte gnädige Frau,“ sagte er, „Sie bereiten mir ja einen Empfang, als sei ich ein Landesfürst.“

„Oh,“ meinte sie lächelnd, „wir wissen, was wir einem so berühmten und gefeierten Künstler schuldig sind.“

Mit herzlicher Freude dankte er für Alles. Dann begrüßte er die alte Minna und den Johann und schließlich stand er vor Lotte.

„Fräulein Lotte Bergemann, meine Nichte, eine Waise, der ich die Heimath ersetzen will.“

Lotte knickte, als er ihr die Hand gab und sie ansah, und sie fühlte, daß sie rot wurde.

Als sie später bei Tisch saßen, war Lotte's Platz dem Gast gegenüber. Die Tante saß neben ihm. Er sprach viel von seinen Reisen und Abenteuern, erklärte seine neuen Pläne über Bilder und Ausstellungen und war bei bester Laune; aber obgleich er fast immer nur zur Tante gewendet sprach, Lotte merkte es doch, daß er in jedem freien Augenblick den Blick auf sie richtete.

Nach dem Essen aber sprach er zum ersten Male mit ihr. Die Tante war ein paar Minuten abgerufen, und so waren sie beide allein. Er sprach von ganz gleichgültigen Dingen, aber unausgesetzt sah er sie an dabei und so tief und prüfend, als wolle er im Grund ihrer Seele lesen.

Zuerst war sie befangen und verlegen, schließlich aber wurde sie tapfer und antwortete frei und offen in Scherz und Humor, und endlich hielt sie auch seinen Blick aus — nach fünf Minuten fühlten beide, daß sie gute Freunde werden würden.

Und so kam's denn auch. Nach acht Tagen waren sie bereits so bekannt, als seien sie die ältesten Freunde. Er begleitete sie auf ihren Spaziergängen, dann wieder führte er sie in sein Atelier, daß Frau Melanie ihm eingerichtet hatte, dort erklärte er ihr die Ideen zu seinen Bildern oder er sprach mit ihr über andere Kunstwerke der Neuzeit.

Frau Melanie merkte sehr gut, daß Karl von dem kleinen Blondkopf eingenommen war, dabei aber fand sie nichts, das ihr gefährlich schien, denn seine größte Aufmerksamkeit galt doch allein nur ihr — sie war die erste, zu der er kam, wenn er Rat brauchte, sie war es, die er in allen Dingen als Vertraute erwählte, ihr allein galt sein größtes Interesse; daß, was er für Lotte empfand, war Höflichkeit und Freundschaft, weiter nichts. Damit tröstete sie sich. Und dieser Trost war ihre Rettung, ihre Hoffnung, — ihr alles. Denn darüber war sie sich nun längst klar, daß sie diesen Mann liebte und daß sie nur darauf wartete, bis er kommen und sie zur Frau begehren würde. Das war das Endziel all ihrer Gedanken.

Der Oktober ging zu Ende. Das Weinlaub an der Vorlaube wurde gelb und braunrot, die Nächte waren kalt und neblig, und endlich begannen die Regentage.

Frau Melanie gab ihren ersten Ball in der neuen Saison. Ein Fest zu Ehren des berühmten Malers, ihres lieben Gastes.

Glänzendes Leben flutete durch die lichtvollsten Räume des Hauses, eine große Gesellschaft vornehmer Leute war erschienen — Damen in prächtigen Toiletten und funkelnden Brillanten und Herren mit ordnungsgeschmückter Brust.

Lächelnd machte die Herrin die Runde, ihre Gäste zu begrüßen; sie hatte ein prächtiglänzendes Gewand angezogen und in dem reichen Schmuck sah sie begehrenswert aus.

Ihr Begleiter war natürlich Karl Walter, an dessen Arm sie von Zimmer zu Zimmer ging, allenthalben grüßend und scherzend; sie war überglücklich, denn sie fühlte, daß bald die Entscheidung da sein werde.

Als sie in den Wintergarten traten, bemerkte er Lotte, die hinter einer Palm stand; er sah, wie die Kleine zitterte und ängstlich auf ihn schaute, da nickte er ihr zu mit einem Blick nur, in diesem Blick aber lag so viel Hoffnung, so viele Versprechungen, daß sie beruhigt aufatmete und voll inniger Dankbarkeit, welche ihr jedes laute Wort versagte, nur stumm nickte.

Das ganze Vorkommnis dauerte nur eine Minute, keiner hatte es bemerkt — nur allein Frau Melanie: sie aber hatte es mit Schauern bemerkt, denn nun mit einem Mal fiel es wie Schuppen von ihren Augen, nun wußte sie, was ihr bevorstand.

Bald darauf verschwand Frau Melanie auf einige Minuten. Sie lief in ihr Zimmer, schloß hinter sich ab und sank weinend in einen Sessel. — Nun war alles aus, nun stürzte das ganze Gebäude ihrer Hoffnungen zusammen. Ach, sie haßte Lotte jetzt, die ihr das Glück stahl, und sie haßte auch ihn, der sie betrogen — alles haßte sie, was jung war, denn sie selbst — das fühlte sie jetzt zu deutlich — sie war innerlich nicht mehr jung. Und so lief sie nun an den Spiegel, und der zeigte ihr ein Gesicht, das von Gram und Ärger verzerrt und entstellt war, und in dem sich trotz aller Schönheitsmittel doch die kleinen Runzeln und Krähenfüßchen bemerkbar machten — enttäuscht ließ sie sich in den Sessel zurücksinken — sie wurde alt, nun war nichts mehr zu hoffen. —

Lange saß sie und schaute hinaus in die mondhele Herbstnacht, noch immer fielen die welken Blätter in endlosen Mengen und noch immer trieb sie der Wind umher zum bunten Reigen. — Nun war es vorbei! Jetzt nur keine Niederlage zeigen! Dann raffte sie sich auf, vermißte die Spuren ihrer Thränen und Erregung, und dann kehrte sie zurück zu den Gästen. —

Inzwischen war Karl zu Lotte gegangen. Er fand sie noch auf derselben Stelle. Als sie ihn kommen sah, lief sie ihm entgegen und war voll inniger Freude.

„Aber was hatten sie denn, Fräulein Lotte?“ fragte er und nahm ihren Arm.

Lotte wurde rot und schwieg. Endlich, da er noch einmal bittend fragte, antwortete sie leise: „Aber lachen Sie nicht!“

„Gewiß nicht,“ versicherte er.

„Nun denn,“ sprach sie weiter, „ich glaubte, daß es wahr sei, was die Leute sich im Hause hier erzählen, daß Tante — und Sie —“

„Wir beide ein Paar —!“ Er lachte laut auf: „Nein, Lotte, das ist ein Gerücht der Leute, nicht mehr — damit Du aber nicht noch einmal so in Angst kommst — schnell gieb mir den Verlobungsstuß, ja!“

Jubelnd sah er sie an, und da sie nicht widersprach, nahm er sie an seine Brust und küßte sie lange und innig.

Fünf Minuten später stand das Paar vor Frau Melanie und Karl begann: „Teure Freundin, Sie sind die edelste und selbstloseste Frau, der ich alles verdanke, was ich bin — machen Sie mich nun auch noch zum glücklichsten Menschen und geben Sie mir Ihre Nichte zur Frau.“

Frau Melanie bebte vor Erregung, aber sie hatte Gewalt über sich und ließ es nicht merken, mit lächelndem Gesicht sagte sie, daß sie auf diese Neuigkeit längst gefaßt war und gab mit Freuden ihre Einwilligung.

Weitere fünf Minuten später mußte es die ganze Gesellschaft, und dann feierte man die Ueberraschung.

Frau Melanie aber sah wieder hinaus in die nächtliche Herbstlandschaft und ein paar alte Verse kamen ihr in den Sinn:

„Welle, windbermechte Blätter,  
Boten naher Winterruh,  
Fallet sacht! Ihr deckt die Gräber  
Mancher toten Hoffnung zu.“

## Lucie Ramen.\*

Roman von Ferd. Bruner.

Während eines furchtbaren Unwetters war in einer der Gäßchen von Schloß Ramen ein großes Feuer ausgebrochen, das man, wie man es nur unter Aufbietung aller Kräfte auf seinen Herd hatte beschränken können, ohne weiteres der Gewalt des Gewitters zuschrieb, zumal in der Nähe eine Eiche vom Blitze zerschmettert worden war. Erst als die Flammen gedämpft, bemerkte man das Fehlen des Schloßherrn, der am Nachmittage in Begleitung eines Dieners ausgeritten war, auf dem Rückwege

aber den letzteren nach Hause gesandt hatte, um in der Nähe die Meliorationen des Bretgrundes zu besichtigen. Nach langem Suchen fand man Herrn von Ramen in einer Schenke mit durchschossener Brust. Zu das Schloß gebracht, vermochten die eifrigen Bemühungen seiner Tochter Lucie sowie des Hausarztes der Familie, Dr. Bollant, nur mehr ganz flüchtige Lebenszeichen auf das Antlitz des Toten zurückzurufen, Augenblicke, während deren sich den Lippen des Sterbenden das Wort May entrang. May Horward war der Stiefsohn des Schloßherrn von Ramen, aus dessen erster Ehe, ein junger, talentvoller Künstler. Während seiner

Studienjahre in München hatte er sich nach anfänglichem, großem Fleiß dem Spiele derart ergeben, daß sein Stiefvater ihm schließlich sein Haus verbot. Hierdurch sowie durch die ermahnenden Briefe der Stiefschwester zur Einker zurückgebracht, siedelte er nach Dresden über, wo es ihm nach langen Mühen gelang, sich Anerkennung und eine geachtete Existenz zu erringen. Sein sehnlicher Wunsch war, die Verzeihung seines Stiefvaters wieder zu erlangen. Daher beabsichtigte er, dessen Büste zu modellieren,

um durch ein solches Geschenk eine Annäherung zu versuchen. Da die Arbeit jedoch nach den in seinem Besitz befindlichen Photographien nicht recht von der Stelle wollte, weil ihm noch immer das erlöschte Gesicht des ihn aus dem Hause weisenden Vaters vorstand, hatte Lucie ihm vorgeschlagen, den Vater am Bretgrund heimlich zu sehen. Hier hatte er sich am Tage der Ermordung thatsächlich befunden und sollte daselbst zur kritischen Zeit gesehen worden sein. Die dahin lautenden Aussagen des berühmten Malcher Franz, sowie der Umstand, daß in der Nähe

sein dort zufällig verlorenes Uhrmedaillon gefunden wurde, führten zur Verhaftung des auf die Nachricht von dem Todesfalle um so schneller nach Schloß Ramen Geeilten, als seine Stiefmutter geistiger Umnachtung verfallen und Lucie seiner Unterstützung dringend bedürftig war. In der That wurde Horward von dem Gericht in Varenstein zum Tode verurteilt, dann aber zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigt. Schon vor der Beisetzung des ermordeten Herrn von Ramen hatte aber Lucie infolge einer Begegnung an der aufgebahrten Leiche des Toten Verdacht gegen einen Nachbar ihres Vaters, einen Herrn von Eichtreu, gefaßt, ein Verdacht, der sich in ihr immer mehr ver-



Der Gefangene. Walter C. Horsley.

stärkte und sie zu einem heldenhaften Schritte trieb. Nach Jahresfrist reicht sie nämlich diesem Manne zur größten Ueberraschung, insbesondere des Dr. Bollant und seines bei ihm zu Besuch weilenden Neffen Hauptmann Rödel, der in dem Malcher Franz sowie in einem jungen rührigen Bauern des Dorfes namens Rohler, alte Soldaten seines Regiments wiedererkennt, die Hand zum Ehebunde.

\* Für unsere neu eintretenden Leser bringen wir in dem ersten Abschnitt eine kurze Wiederholung der in den früheren Kapiteln bereits erzählten Vorgänge.

18.

Die drei Herren, welche schließlich allein an der Tafel zurückblieben, der Bräutigam, der Pfarrer und Herr Gerson, tranken einander fröhlich zu, so daß ihre Stimmen allmählich stockender wurden.

Gegen zehn Uhr erst endete das Diner. Der alte Johann brachte den etwas unsicher gewordenen Priester mit einem Wagen nach dem Pfarrhause, während Eichtreu Arm in Arm mit seinem Verwandten die angewiesenen Zimmer im Schlosse aufsuchte.

Da die Ausstattung jener Räume, welche für das junge Ehepaar bestimmt waren, noch nicht ganz vollendet worden, bezog Eichtreu sein bisheriges Gastzimmer, während Lucie in ihrem Mädchenzimmer wohnte.

Blutübergossen, mit einem leisen Schauer, fühlte die junge Frau den heißen Kuß des Gatten. Sein schwerer, von Weindunst erfüllter Atem strich unangenehm um ihre Wangen. Ein unfreundliches Lächeln kränzelte ihren Mund, als sie ihm nachsah, wie er mit polternden, unbeholfenen Schritten die Stiegen hinaufstolperte und sich vergeblich bemühte, aufrecht zu gehen, während seine mageren Hände immer wieder das Geländer suchten.

Und als sie dann allein war in ihrem stillen Zimmer, das ringsum angefüllt war mit den köstlichsten Erinnerungen der Jugend, der Mädchenjahre, da lief wiederum ein starkes Beben durch ihren jungen Körper. Das Rot der Wangen erlösch, aus einem bleichen, leidenden Gesichte glühten die großen Augen. Der Mund öffnete sich zu einem Schrei, der in ein Schluchzen ausklang, das aus dem Herzen kam, aus einem tapferen, mutigen Herzen, das nur in der stillen Einsamkeit, in nächtlicher Zeit sich einzugesetzen wagt, daß es leidet. Den Kopf in die Hände gepreßt, weinte sie.

Ein brennendes Weinen, welches keine Linderung schafft. Denn was sie in langen Nächten beschlossen, das sollte sie erst ausführen; die furchtbaren Martern begannen erst. Als sie endlich den Kopf erhob und aufstah, blickte sie in die treuen warmen Augen des Vaters, der von Meisterhand in Wille bewirgt an der gegenüberliegenden Wand hing. Das leichte Lächeln um die stark gewölbten kraftvollen Lippen erschütterte sie. So hatte sie ihn immer gekannt, einen ernsten, aber milden Mann; ein klarer, goldener Charakter. Dazu ein Vater, den man anbeten mußte.

Dann sah sie ein anderes Bild — einen leblosen blutbesleckten Körper, ein erdgraues Gesicht mit erloschenen Augen, die Hand auf die Brust gepreßt, vom Herzblut gerödet. Brennend stieg es in ihrer Kehle auf, hämmerte es in ihrem Kopfe. Ein drohendes Feuer lag in den Augen. Und langsam füllten sich die Wangen mit Blut. „Ich will Dir eine Rächerin sein, ja, Vater, ich werd es sein! Wenn nur die Kraft nicht versagt, ich werde den Mörder finden!“

Da löste sich ein Myrtenzweiglein, das sich noch unter den Vocken versteckt gehalten, und fiel nieder auf ihre Hand. Sie preßte es mit bebenden Fingern.

„Und Du wirst verzeihen“ — tiefe Blut brannte ihr bis in die Haare — „wenn — — —“ Thränen entzündeten wieder den Augen und in ihnen erstarben die geflüsterten Worte. Hierauf ließ sie sich nieder in den Sessel nächst dem schneigen Lager, und den Kopf starr erhoben, sah sie mit halb geschlossenen Augen in die Zukunft.

Ob wohl einst der Sonnentag kommen würde, nach dem sie lechzte, der Tag der Sühne für das ungeheuerliche Verbrechen an ihrem großen Toten, ob das Opfer, welches sie brachte, das so unendlich schwer war, daß selbst sie mit ihrem starken Herzen nur zitternd daran denken konnte, nicht umsonst sein würde? Nicht vergebens ein zweites Leben geopfert, um ein anderes zu rächen? Als ihr zum ersten Male der Gedanke durch das Hirn geflogen, hatte sie, in sich selbst erschauernd, den Atem zurückgehalten. Aber dann — in jenen entsetzlichen Tagen, da man im Namen der Gerechtigkeit das Blut ihres unglücklichen Geliebten forderte, war aus dem Gedanken ein Voratz geworden. Und aus dem Voratz wurde die That. Sie mußte mit ihrem menschenfremden Herzen keinen anderen Ausweg, den Unschuldigen dem Leben wieder zu erretten, als wenn sie des Mannes Frau ward, den sie im innersten Herzen der Unthat zieh. Mit leisem Grauen dachte sie der Martern, die nun kommen, aber auch die Hoffnung reate sich in ihr, daß die heroische That gelingen würde. Eifrig durchschüttelte es sie; wenn es aber nicht gelang, wenn sie das ganze Leben an dieses Mannes Seite bleiben sollte — — —?

Sie riß das Fenster auf, daß die kalte Nachtlust hereinströmte und sie frönelte.

Eine schwere Müdigkeit überkam sie und ein tiefer Schlaf entriß sie endlich den marternden Gedanken. Als sie im Frühschein des Tages erwachte, wogte Hoffnung in ihrer Seele. Sie war für das Leid gerüstet, auch für den Schrecken, wenn er

kommen sollte. Blutrot hob sich die Sonne im Osten über den Horizont. Sturm kündete es. Wie eine Ahnung überkam es sie. Aber nach dem Sturm folgte noch immer Sonnenschein. Die bleichen, festgeschlossenen Lippen, die einen fast harten Zug in dem schönen Frauengesichte schufen, umflog ein Zittern, ein Beben, das der Freude galt, die gewiß noch einmal kam . . .

Freundlich erwiderte sie den Guten-Morgengruß des Gatten, dessen Gesicht nach dem Ubergenuß des gestrigen Tages noch bleicher und gealterter erschien als sonst. Sie zwang sich zu einem gleichmäßigen Gespräche. Nur als die Mutter, die am Frühstück teilnahm, unvermittelt aus ihrer stumpfen Apathie erwachend, die Beiden fixierte und plözlich sagte: „Aber Du, Max, Du schaust ja so alt aus und hast keinen Bart,“ zuckte sie zusammen.

Eichtreu stieß nervös den Sessel zurück. „Max ist nicht da, Mama.“ entgegnete er mit mühsam unterdrückter Heftigkeit.

Frau Rawen sah ihn starr an. Girrend lachte sie darauf vor sich hin; „O, ich kenne Dich, Du hast nur eine Maske, wie der Alte, der — —“ sie schien nachzudenken, aber schon verwirren sich wieder ihre Gedanken. Ihr Gesicht nahm den platten Ausdruck an, der nun schon seit Wochen die Züge der einst schönen Frau so erschütternd verunstalteten. Sie schöpft mit dem kleinen Silberlöffel Kaffee aus der Tasse in das Wasserglas und unverdroffen setzte sie diese kindliche Arbeit fort, bis die graubraune Flüssigkeit über das Tisch Tuch rann. — —

Draußen war der Winter eingekehrt. Schneeflocken wirbelten vom graubewölkten Himmel und schufen aus den tausenderlei Farben der herblichen Natur einen einzigen Grundton: weiß. Dünn und durchsichtig fast war noch die Hülle, aber von Stunde zu Stunde verdichtete sie sich.

„Ich möchte Dir einmal das Gut Rawen in seiner ganzen Ausdehnung zeigen,“ wandte sich Lucie an ihren Gatten, als sie sich vom Frühstückstische erhob.

„Aber doch heute nicht,“ entgegnete er, indem er auf die tanzenden Flocken wies.

„Gerade heute, denn wenn es so fortschneit, wird die Passage zu Pferde nicht lange mehr möglich sein. Uebrigens ist die Temperatur eine ganz annehimliche.“

Eichtreu war schließlich einverstanden, und so ritt eine Viertelstunde später das junge Ehepaar aus dem Hofe hinaus auf die Felder. Die Pferde, junge Rassefüsse, tänzelten ein wenig übermütig, und besonders Eichtreus „Lia“ war etwas wild. Der ehemalige Offizier, welcher seit längerem kein Pferd unter sich gehabt, da sein „Gut“ ihm diesen Luxus nicht gestattet hatte, war hierbon nicht sehr erfreut, besonders als Lucie, sobald sie auf das freie Wiejengebänge kamen, dem scharfen Trabe einen Galopp folgen ließ. Im Fluge sausten sie dahin, und selbst als sie die Steinbrücke erreichten, wo der Weg schmal wurde, mäßigte Lucie nur wenig das Tempo.

Da, als sie eben dicht neben einem aufgelassenen Schieferbruche hinauf zum Walde ritten, hörte Lucie hinter sich ein Gluckwort. Sie wandte sich um. Eichtreu gab seinem Pferde, das nicht vorwärts wollte, die Sporen und hieb es mit der Reitpeitsche über den Kopf. Das Tier ging zornig wiehernd in die Höhe, schlug aus, plözlich sprang es zur Seite und galoppierte mit dem Reiter, der über dasselbe alle Gewalt verloren, dem Rande des Steinbruches zu.

„Schlag Lia nicht,“ rief Lucie dem Gatten zu, aber trotzig mit dem Kopfe schüttelnd hatte dieser die Warnung verachtet. Vergeblich bemühte er sich, das Angesicht von Todesangst verzerrt und grau, das Pferd zurückzureißen.

Blitzschnell warf Lucie ihren Fuchs herum, ein scharfer Hieb und sie galoppierte hinter dem scheuen Tiere. „Lia, Lia!“ rief sie ein paar Mal. Als das Pferd sturzte und einen Moment inne hielt, sauste sie heran und erfaßte es bei den Zügeln. Aber sie fand kaum Zeit, es herüberzureißen, denn schon schwankte der Boden und ein Teil des schütterten überhängenden Rasens brach ab und kollerte in die Tiefe.

Als die Pferde wieder auf den Weg zurückgebracht waren, reichte Eichtreu seiner Frau die Hand.

„Ich danke Dir, Lucie,“ sagte er, und über das graue Gesicht mit den flackernden Augen ging es wie tiefe Nührung. „Ich danke Dir das Leben. Diese Bestie hätte mich sicher in den Steinbruch geworfen.“ Er drückte zärtlich ihre Hand.

Lucie erbehte vor der feuchten Kälte dieser Finger. Sie nickte stumm mit dem Kopfe und nahm wieder ein scharfes Tempo auf. Sie wollte nicht sehen lassen, wie tief sie erschüttert war. Sie hatte ihn gerettet, ihn, der — —

Wäre es nicht eine Sühne für die entsetzliche That gewesen, deren sie ihn zieh, wenn er da seine Glieder zerschmetterte hätte? — Aber nein, er mußte leben. Wenn er starb, jetzt, ehe das Geheimnis enträtselt, ehe die Wahrheit an den Tag kam, so blieb Max, dem der heiße Schlag ihres Herzens mehr galt als je, für immer ein lebendig Toter, ein hinter Kerkermauern Vergrabener.

So ritten die beiden Gatten schweigend nebeneinander. Als sie in die Nähe des Brettgrundes kamen, ließ Lucie ihr Pferd im Schritt gehen. Ihre Augen senkerten sich und ein brennendes Gefühl erfüllte ihre Seele, ließ sie die Stelle passierten, wo der alte Johann zum letzten Male lebend seinen Herrn gesehen.

So heftig war diese Bewegung, daß sie plötzlich ihren Fuchs wandte und ihn querselbdein gegen das Schloß zu lenkte. Sie ließ das Tier die Gerte fühlen, und so war sie bald Eichentreu weit voraus, der die unruhige „Lia“ nicht neuerlich durch ein scharfes Tempo störrisch machen wollte. Sie ritt die Außenseite der Scheuern und Stallungen entlang, um das rückwärtige Thor zu gewinnen.

Einen traurigen Blick warf sie auf die rauchgeschwärmten Mauerüberreste der Scheuer, welche an jenem Abend durch einen Blitzschlag entzündet worden war, da ihr Vater verrückter Widerhand zum Opfer fiel. Bei der ungeheuren Arbeitslast, die seit dieser Zeit auf ihren Schultern ruhte, war der Wiederaufbau der Scheuer noch nicht durchgeföhrt worden. Man hatte im heurigen Jahre mit den bestehenden Räumlichkeiten ausreichen müssen.

Schon wollte sie weiter reiten, da fiel ihr Blick auf einen kleinen, braunen Gegenstand, welchen das ungeduldig scharrende Pferd aus der dünnen Schneeschicht emporgehoben. Es war eine feine kleinen, aus Papiermache gepreßten Streichhölzschachteln, wie sie in den besseren Kreisen eine Zeit lang hochmodern waren.

Ein Trübsten durchlief Lucie, als sie mit der Reitgerte die fast zerweichte Masse vollständig aus dem Schnee herauskühlte. Wie kam dieses Ding daher? Von einem Arbeiter gemiß nicht. Die begnügten sich mit den überriechenden, aber billigen Schwefelhölzchen. Im Schlosse waren sie ebenfalls niemals in Gebrauch gewesen. Nur von einem mußte sie, daß er diese eleganten Schachteln zu benutzen pflegte — Eichentreu.

Und immer mehr erschauernd, bildete sich in ihrem Kopfe, den die Gedanken wild durchstürmten, eine Verbindung zwischen Eichentreu und diesem Brande. War es ein Zufall, daß der Wind diese weggeworfene Schachtel hierher verweht, oder —? Wenn es nun nicht der Blitz gewe wäre, der die Scheuer in Asche gelegt, wenn in dem tobenden Kampfe der Elemente jemand den zündenden Funken in das Stroh eingeworfen, um durch die Aufregung, welche dieser Brand naturgemäß schuf, wenigstens durch Stunden ein anderes, viel größeres Verbrechen zu verbergen? —

Lucie zitterte am ganzen Leibe. Sie fühlte, daß sie erst jetzt aus tiefer Seele den Verdacht hegte, daß der Mann, den sie nun ihren Gatten nannte, jene verrückte That begangen. Sie hatte die Empfindung, daß mit dieser unheimbaren Wahrnehmung ein großer Schritt gethan, das Dunkel zu lüften. Unfassbar stürmte es in ihrem Innern. In ihrer zweifelnden Frauenseele hatte sie doch, vielleicht unbewußt, manchmal dem Gedanken Raum gegeben, daß Eichentreu rein sei von dieser That. Und wie sie auch bangte, daß dann der Andere, der Geliebte, welcher sicher unschuldig war, für immer ein unerhörtes Schickial erdulden sollte, so hatte sie doch gemeint, für den künftigen Gatten diese Milderung annehmen zu dürfen.

Aber jetzt gab es kein solches Gefühl in ihrem Herzen mehr. Und doch wich alle Farbe aus ihren Wangen, als nun der Gatte

neben ihr hielt und besorgt fragte, was ihr fehle, da sie so starr in dem Sattel saß.

Sie sagte nichts, ihre Augen schweiften nur unwillkürlich zu der fast formlos gewordenen Masse des Blindhölzchenbehälters. Eichentreu folgte mit seinen besorgten Augen. Es war ihr, als sie verstohlen nach ihm lugte, als ob in das graue Gesicht sich eine dunkle Blutwelle stürze, das fast blau erschien.

„Mir wurde etwas schwindelig,“ stieß sie dann endlich hervor und griff sich nach der Stirn.

Einen Augenblick hatten seine Augen finster geblickt, und die dünnen, abgestorbenen Lippen sich fest aufeinandergepreßt, daß dieses magere, erdsarbene Antlitz häßlich und abstoßend wurde. Hierauf entgegnete er, die besorgte Geberde beibehaltend: „Dann bitte ich, werden mir langsam diese paar Schritte hineinreiten. Ich dachte mir gleich, daß dieser scharfe Ritt in der rauhen Luft Dir nicht gut thun würde.“

Er leate die Hand auf ihren Arm. Aber sie schob sie fast hastig zurück. „Ich danke, ich danke, mir ist schon besser.“ —

Als der alte Johann dann Frau von Eichentreu aus dem Sattel half, war sie in der That so schwach, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte. Die verschlossene, devote Miene des Dieners verriet nicht im Entferntesten, daß er dies merke.

Aber als er die dampfenden Pferde, um eine Verköhlung zu verhüten, im Hofe herumführte, brummte er durch die Zähne: „Eine schöne Ege das. Schon am ersten Tage solche Gesichter. Weiß Gott, daß daraus noch ein großes Unglück werden wird. Will die Augen offen halten, man weiß nicht, was geschieht.“ —

19.

Kurze Zeit nach seiner Begnadigung war Max Horward in die Strafanstalt Kardorf überführt worden.

Die weiträumige Gebäudeanlage, mit dem dreiteiligen Eingangsportale, das rechts und links von kleinen Gärten flankiert wurde, erinnerte in dem durchaus modernen, fast villenartigen Stile der Vordergebäude keineswegs an seine ernste Bestimmung. Nur die hohen Mauern, welche rückwärts in einem stumpfen Winkel zusammenliefen und mit Eisenspitzen gekrönt waren, sowie der Umstand, daß sämtliche Fenster mit starken Eisengittern versehen, ließen den Unbekannten den Zweck des Hauses ahnen.

So wenig düster das Aeußere der Strafanstalt erschien, so erschütternd war das bunte Gemisch von Menschen, welche hinter den Mauern mit schweren Strafen sühnten, woran sie sich einst an der Menschheit vergangen. Alle Laster waren in den meist finsternen oder stumpfen Gesichtern ausgeprägt, welche die uniforme, düstere Kleidung der Sträflinge mit einer gewissen Gleichförmigkeit ausstattete.

Ein halbes Tausend beherbergte Kardorf an Sträflingen, und doch herrschte in dem großen Hause mit den breiten Korridoren, deren schmucklosen, weißen Anstrich nur hier und da ein großes schlichtes Kreuzifix unterbrach, eilige Ruhe. Nachhallend brach sich der Schall der regelmäßigen, schweren Schritte der patrouillierenden Justizsoldaten, klirrten die Ketten, wenn eine Zelle geöffnet wurde, um einen neuen Insassen aufzunehmen. Nur wenn die Kinder der Beamten oder Aufseher durch die Gänge trippelten, scholl lustiges Geplauder und munteres Lachen durch das Haus.

[Fortsetzung folgt.]

## ••• Allerlei. •••

**Gefistesgegenwart.** Im August 1706 speiste Peter der Große, der bekanntlich ebenso „groß“ als brutal war, bei dem Archimandriten in Kiew. Ein alter Mönch, Roman Skappa, machte den Mundschent und hatte das Unglück, ein Präsniebreck voll gefüllter Gläser auf den Boden fallen zu lassen. Förmig erhob sich der Monarch und mit gehaltener Faust stürzte er auf den zitternden Mönch zu, dieser aber sagte sich rasch und sagte mit einer sprechenden Handbewegung: „Nicht tröpfelnd, sondern in Strömen, wie dieses Getränk, gieße der Allmächtige Segen über meines Zar's Majestät! Deine Feinde aber, Gebieter, werden zertrümmert, wie diese Gläser.“ Und nun war der Born Peters verfliegen, er umarmte Roman Skappa und ernannte ihn zum Archimandriten.

**Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler.** Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was nichts Selteneres war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von zwanzigtausend Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug, es dem König selber zu ichreiben, entweder um ihn zu betrüben oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: „Euren Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern, für den Eurigen gäbe ich keinen roten Heller.“

**Druckfehlerverzeichnis.** Wenn die Druckfehler auch noch in jetziger Zeit fast unvermeidlich sind, so sind wir denn doch mit der Befestigung dieser störenden Versehen, im Vergleich zu früheren Jahrhunderten, etwas weiter vorgeschritten: Im Jahre 1561 ward ein Buch gedruckt, welches nur 172 Seiten stark war, aber ein Druckfehlerverzeichnis von 15 Seiten enthielt. Der Herausgeber schrieb zu diesem schönen Verzeichnis eine

kleine Vorrede, in der er behauptete, diese zahlreichen Irrtümer seien nur auf Machinationen des Teufels zurückzuführen, dem das Büchlein, eine Abhandlung über das „Sauen und Fluchen der Soldateska“, besonders verhasst sein müsse. Eine 1653 veröffentlichte Bibel enthält 6000 Druckfehler.

**Die Aufenthaltsdauer der Speisen im Magen** ist neuerlich durch mehrere Forscher untersucht worden und das Resultat dieser Untersuchung ist das folgende: Reis bleibt 1 Stunde im Magen, rohe Eier brauchen 1½ Stunden zur Verdauung, Milch und Brot 2 Stunden, Kartoffeln 2½ Stunden, Fisch und weiche Eier 3 Stunden, Schweine- und Hinderbraten 4 Stunden, Kohl und harte Eier 5 Stunden. Eine Zufuhr von Salzsäure beschleunigt die Verdauung um zehn Prozent, kleine Mengen von Alkohol, Senf und Pfeffer beschleunigen ebenfalls, eine größere Menge alkoholischer Flüssigkeit (ein Liter Wein oder Bier) beschleunigt nicht, verlängert aber auch nicht, während eine Zufuhr von 1½ Liter Wasser die Verdauung erheblich verzögert.

## ••• Unsere Bilder. •••

**Der Gefangene.** Triumphierend blickt die schöne Eicherkeßin auf. Endlich ist das Wagnis gelungen und ihr stürmisches Herz hat Ruhe. Wie hat sie jenes Weib beneidet, welches die erste Stelle im Harem ihres Herrn einnimmt. Und Ränke und Intrigue haben nicht vermocht, die Liebingsfrau des Sultans zu stürzen. War sie es doch, die ihm den ersten Thronerben geboren hatte, an dem der Fürst mit großer Zärtlichkeit hängt. War der Knabe nicht mehr, so konnte Sultana den Kampf mit der Nebenbuhlerin aufnehmen und dann würde die Schönheit der Eicherkeßin Alliegerin bleiben. Nun ist der Erbe des Thrones ihr Gefangener. Sie wird ihn weit weg senden in ein Land, wo er unerkannt aufwachsen soll. Und für ihren Ehrgeiz und ihre Herrschsucht ist die Bahn frei!

**Die Frau Base.** Die hilfsbereite Nachbarin, die überall zu finden ist, wo Kummer, Not und Krankheit herrschen, deren gute Augen so tröstend blicken können, die für jedes Leid Verständnis, für jeden Schmerz herzliche Worte des Trostes hat, ist im ganzen Dorfe nur als „die Frau Base“ bekannt. An stillen Abenden oder am Sonntag Nachmittag giebt sich die Frau Base gern dem Genuß eines guten Buches hin und einen solchen Moment hat C. Kronberger in seinem Bilde festgehalten und es meisterlich verstanden das gemütliche alte Frauchen zu verewigen.

**Das neue Prinzregenten-Theater,** Münchens Festspielhaus, von Heilmann und Lurman in 1 1/2 Jahren erbaut, ist in jedem Betracht eine architektonische Leistung ersten Ranges. Auf der Höhe aller bühnentechnischen Errungenschaften der Zeit steht die großartige Einrichtung der 29,20 Meter breiten, 23 Meter tiefen Bühne. So kann ein einziger Mann durch einen Hebeldruck 20 Sofstentzüge herablassen oder hinaufziehen, die am Ort ihrer Bestimmung angelangt, sich automatisch ausschalten. Berge, Feuer-tableaux samt allen Dekorationsgegenständen und zahlreichem Personal bis zu 3000 Kilogramm Gewicht können durch seitlich in der Unterbühne stehende Wundeborrichtungen auf praktikablen Gerüsten auf- und abgelassen werden.

**Die Medaille der Chinaexpedition.** Der Kaiser hat durch Kabinettsordre verfügt, daß die Teilnehmer an der Chinaexpedition mit einer Medaille geschmückt werden, deren Vorder- und Rückseite unser Bild veranschaulicht. Von der Dekoration ausgenommen sind nur die mit Ehrenstrafen belegten Mannschaften. Die Zeichnung zur Medaille ist bekanntlich vom Kaiser eigenhändig entworfen worden.

**Die Gastriverbrücke.** New-York und das auf dem Westende der Insel Long Island gelegene Brooklyn sind durch einen Meeresarm, den Gastriver, getrennt, über den die längste Hängebrücke der Welt, die etwa 2 Kilometer lange Gastriverbrücke führt. Infolge der großen Lasten, die sich bei dem enormen und stets wachsenden Verkehr täglich über dieselbe bewegen — Lasten für die sie von ihrem Erbauer gar nicht berechnet war, hat sie sich inzwischen um ein beträchtliches gesenkt, so daß der Verkehr auf derselben wesentlich eingeschränkt werden mußte. Die amerikanischen Fachleute müssen der Senkung große Bedeutung bei und sind wegen des Zustandes der Brücke nicht ohne Besorgnis.

» Gemeinnütziges. «

**Zur Rattenvertilgung** will ich eine Erfahrung mitteilen, die vielleicht für manchen Leser von Interesse ist. Bei meinem Nachbar hatte sich vor einigen Jahren eine Rattenkolonie eingenistet, die großen Schaden anrichtete. Ihre Nahrung holten sie zum größten Teil in einem Trog, in welchem gekochte Kartoffeln als Schweinesfutter aufbewahrt wurden. Als alle angewandten Mittel nichts halfen, wurde ihm geraten, an den Stellen als Köder Knackwurst zu befestigen, in den Trog zu legen und alle Eisenstücke mit zerstampften Kartoffeln gut zuzudecken. Als Gallen benutzte er die aus zwei Drahtbügel bestehenden, welche zusammenklappen und die Ratte dazwischen festhalten. Dies Mittel wirkte so gut, daß der Mann in kurzer Zeit 20 Stück Ratten fing und von der Plage befreit war.

» Nachtsich. «

1. Skatenaufgabe.



Auf obige Karte spielt Mittelhand Null. Jeder Geaner hat alle Farben und 45 Augen in seinen Karten; Vorhand hat Pique-Aß und Wenzel. Ist das Spiel zu verlieren?

2. Rätsel.

Ich kann nicht schaffen, doch verschönern  
Kann ich das Werk der Menschhand;  
Ich mache hell und weiß und glänzend  
Was uns Natur roh zugesandt.

Zwei Zeichen magst du mir nur rauben,  
Dann siehest du mich stolz und schön  
Als edeln Schmuck der deutschen Gauen,  
Als Sinnbild deutscher Treue stehn.

3. Zahlenrätsel.

- 1 2 2 3 4 5 6 6 Berühmte Klaviervirtuosin.
- 3 7 1 8 1 Name einer Kaiserin.
- 9 1 2 2 1 4 2 Französischer Ingenieur.
- 1 9 1 10 1 8 11 Bestandteil des Weltalls.
- 10 1 12 3 13 3 Italienischs Geschlecht.
- 3 8 11 1 7 9 14 15 1 8 Ort in der Schweiz.
- 11 14 7 14 8 11 1 9 9 14 Tanz.
- 16 1 2 1 9 Preussische Festung.
- 1 9 12 1 Fluß in Deutschland.
- 3 11 14 9 3 1 8 Europaischer Staat.
- 9 3 1 17 11 1 8 14 8 11 Militärischer Rang.
- 1 13 15 1 7 8 6 5 1 7 12 1 Stadt im nördl. Deutschland.

4. Buchstabenrätsel.

INGEBL

Mit Hilfe dieser sechs Buchstaben sollen sechs Wörter von folgender Bedeutung gebildet werden: 1. eine Stadt, 2. eine Naturerscheinung, 3. ein Dichter, 4. ein Tier, 5. ein Königreich, 6. ein Chemiker. Sind die Wörter gefunden, so ordne man dieselben in der Weise, daß ihre Anfangsbuchstaben das erste Wort bilden.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

- 1. Nimm Rat von allen, aber spar' dein Urteil.
- 2. Serbien, Chartum, Peiavo, Scheria, Vater, Simeon, Monaco, Cherjon, Esmarck, Nerthus, Robert Koch.
- 3. a) Tempel, tempeln. — b) Galatafel, Galate, Tafel.
- 4. Nordberney.

» Lustiges. «

**Vorstudien.**  
„Angeklagte, haben Sie überhaupt einen Begriff von Gesetz und Recht?“

„Na und ob, Herr Staatsanwalt, voriges Jahr bin ich drei Monate lang mit einem Schutzmann gegangen.“

**Pandleben.**  
„Wissen Sie, weshalb es auf dem Lande so gute Luft giebt?“  
„Nein, weshalb denn?“  
„Weil die Bauern die Fenster ihrer Häuser nie aufmachen.“

**Aufrichtig.**  
Steuerexecutor: „Ist Dein Papa wirklich nicht zu Hause?“  
Der kleine Hans: „Nein, Sie können in allen Schränken nachsehen.“

**Selbstgefühl.**  
„Da erben die einen ein Vermögen zusammen, die Anderen verdanken ihren Besitz einem anderen Zufall; ich aber sage selbst ist der Mann, denn das, was ich habe, ist von mir selbst in der Lotterie gewonnen.“



Tante: „Nun, was willst Du später einmal werden, Karl?“  
Karlchen: „Missionar!“  
Tante: „Das ist brav und edel von Dir — das ist ein herrlicher Beruf! Bist Du selbst auf diesen schönen Gedanken gekommen, lieber Karl?“  
„Ja, ich möchte gern mal sehen, wenn die Wilden einen Menschen braten!“

**Kindermund.**  
„Marie, sieh mal nach, ob die Uhr im Salon noch geht,“ sagte die Mutter.  
Marie: „Nein Mama, sie steht ganz still, nur ihren Schwanz bewegt sie hin und her.“

**Nur dann nicht.**  
„Siehst Ihre Frau sehr schnell?“  
„D ja, nur nicht dann, wenn ich auf die Zeitung warte.“

**Aus der Schule.**  
Lehrer: „Kannst Du mir sagen, Karlchen, wer Moses ist?“  
Karlchen: „Das ist der Mann, der jetzt meines Vaters Uhr hat.“

**Aus Erfahrung.**  
A.: „Der Rentier Bergheim ist ein großer Weiberfeind.“  
B.: „Manu, — er ist doch aber selbst verheiratet?“  
A.: „Eben darum!“ —

**Nadlerin.**  
„Was, Emma, Dein Bräutigam rabelt nicht?“  
„Ja, wie molst' Ihr denn da glücklich werden?“